Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 33 Bremen-Berlin, den 13. August 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Vom Schauen Gottes. Von D. — Zur Abendmahlsfrage. Von Bruno Weiß. — Zur protestantischen Bewegung in Frankreich. Von H. S. — Ihr sollt Gott — heiligen! Von Karl König. — Friedrich Nietzsche und die Religion. — Der Retter. Von Fritz Löwe. — Skizzen aus Appenzell. Von O. Veeck. — Vom Büchertisch. — Druckfehlerberichtigung.

Vom Schauen Gottes.

2. Mos. 33, 17—23.

In solchen Worten redet die uralte Sehnsucht der Menschheit, Gott zu schauen, wie er ist, einmal den Schleier aufheben zu dürfen, der das Ewige unseren Augen verhüllt. Und es ist etwas Gewaltiges in diesem Ringen des Staubgeborenen um die Geheimnisse des Unsichtbaren. Zwar Gott der Herr läßt sich nicht zwingen und niederkämpfen, aber er läßt auch nicht ungesegnet, die recht mit ihm ringen. In wahren Urlauten lebendigster Frömmigkeit spricht hier und öfter das Alte Testament solche Sehnsucht und solchen Segen aus, in Worten, die ihre überzeugende und überwältigende Kraft nie verlieren werden, so lange Menschen Wahrheit und Liebe über sich, im Unsichtbaren und Ewigen, suchen und ahnen werden.

Doch — der Schleier über den Geheimnissen der Ewigkeit ist wohl nur zart und leicht, aber er hebt sich nicht für Menschenaugen. Der Herr sagt wohl dem Mose seine Bitte zu: er will mit ihm und seinem Volke sein. Er verspricht ihm auch: Ich will all meine Schöne vorübergehen lassen vor deinem Angesicht und will den Namen Jahwe vor dir ausrufen. Aber er spricht auch weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn nicht sieht mich der Mensch und lebet. Und nun kommt jene Schilderung, in welcher wahrhaft göttliche Majestät und Güte im Bunde mit einander zu so herrlichem Ausdruck kommen: Siehe, es ist ein Ort bei mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Und es geschieht, wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, so will ich dich in eine Kluft des Felsens stellen und meine Hand über dich halten, bis ich vorübergegangen. Und dann will ich meine Hand hinwegtun, daß du mir nachschauest; aber mein Angesicht kann man nicht schauen.

Der ganze grandiose Dichtergeist des Alten Bundes lebt in diesen Worten: und in der Dichtung ist ewige Wahrheit. Da sehen wir die herzliche Güte und Barmherzigkeit des Allmächtigen, der alles tut, Menschen zu sich emporzuheben, sie in freie Gottesluft wie auf erhabene Felsenhöhe, hoch und fern über allem Staub und aller Sünde der Welt, zu stellen. All seine Schöne läßt er vor unserem Angesicht vorübergehen. Und wir sehen das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt, wir sehen all die Wunder der Werke, die die Natur uns aufgestellt; wir hören des Psalmisten Hochgesang: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und seiner Hände Werk verkündet die Feste. Und bei solchem Anblick, solchem Lobgesang wird das Herz uns frei und die Seele weit. — Aber mein Angesicht kannst du nicht sehen, spricht der Herr, denn nicht sieht mich der Mensch und lebet. Sein Gang durch die Natur und durch die Geschicke der Völker und Menschen ist gewaltiger, als wir sehen und verstehen und ertragen können. Wohl uns, daß seine väterliche Rechte wohltätig uns das Auge bedeckt, daß wir nicht schauen sollen alle Schrecken seiner Größe, allen Jammer seiner Gerichte, alle Kämpfe und Sorgen, die offen oder still gekämpft und getragen werden, daß wir nicht hören alle Seufzer und Klagen, die allerorten aus bedrückten Herzen aufsteigen. Ja, Gottes Gang ist dunkel oft und seine Herrlichkeit verzehrend wie des Blitzes furchtbare Pracht, der aus düsterer Wolke bricht. Hätte Gottes Hand nicht selbst uns die Augen bedeckt, wir hätten längst erfahren müssen, was das Wort bedeuten will: Nicht siehet mich der Mensch und lebet.

Aber es geschieht, wenn ich vorübergegangen, dann will ich meine Hand hinwegtun, daß du mir nachschauest; aber mein Angesicht kann man nicht schauen, spricht der Herr. So scheuen wir uns wohl, dem kommenden Wetter, ehe es verderblich über unsere Häuser und Felder heraufzieht, entgegenzublicken; wir bergen Haupt und Auge unter schützendem Dach. Aber wenn es vorüber ist, blicken wir gern auch den fernen Blitzen nach und hören den verhallenden Donner und hören dankbar, wie der fruchtbare Regen niederrauscht auf die dürstenden Fluren.

Nachschauen dürfen wir Gott dem Herrn auf seinem mächtigen Gang durch unser und aller Menschen Leben, dann heißt es auch bei uns: Dein Tun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht. Wenn dich das Schicksal trifft, zermalmend, dünkt dich, wie ein Ungewitter, Haß und Verleumdung der Menschen, die deinen guten Namen töten, böse Zeit, die Hab und Gut dir nimmt, Krankheit, die dir Leib und Leben bedroht, Tod im Hause, der deine Freude, deine Liebe raubt: glaube, dann geht der Herr im Wetter an dir vorüber. Da hat mancher sich zerbrochen und zerschmettert geglaubt und dachte nicht daran, daß in Wahrheit Gottes Hand schirmend über seinem Haupte war, daß sie selbst ihn vorsorglich niederbeugte, damit der Sturm ihn nicht zerbrechen möchte. Wie mancher glaubte so viel Schmerz und Leid nicht ansehen zu können und merkte nicht, daß die Hand des Herrn über seinen Augen war und ihm das Schwerste und Traurigste, alles was wirklich über seine Kraft war, treulich verbarg. — Weil wir uns sonst nicht beugen würden, darum ist oft Gottes Hand so schwer auf uns, aber *seine* Hand hat noch keinen Menschen geknickt, kein Leben verdorben.

Und wenn der Herr vorüber ist und wir heben die Augen auf, dann sehen wir die Spur seiner Füße oder von fern den Saum seines Gewandes; dann kennen wir ihn an dem Segen, den er zurückgelassen hat; dann wird das Schauen Gottes, so viel Menschen ihn schauen können, unser Trost. Noch zucken in der Ferne wohl die Blitze seiner Herrlichkeit und das Grollen seiner Donner fährt dahin mit den dunklen Wolken. Aber sein Segen regnet auch fruchtbar herab auf unseres Herzens und Lebens Flur. Ist's Krankheit gewesen oder herb getäuschtes Vertrauen, bittere Sorge um Weib und Kind im Leben oder heißer Schmerz um ihren Tod: es geht vorüber — nicht spurlos. Aber die Spuren, die es hinterläßt, Leidensspuren zwar, sind Segensspuren, Gottesspuren auf unseres Lebens Wegen. Wir haben Gott geschaut und unsere Seele ist genesen. Auch das Schwerste möchten wir nicht mehr ungeschehen wissen, auch den liebsten Toten nicht zurückrufen.

Gottes Antlitz darfst du nicht schauen, du Menschenkind. Aber im Anblick all seiner Schöne und im herzlichen Verlangen nach dem Licht seines Angesichtes, auf den Spuren seiner wunderbaren Schritte und im treuen Harren auf seine Kraft und Hülfe sind dir Stunden bereitet, wo du fühlst, daß die Tiefen der Gottheit, ahnungsvolle Tiefen der Weisheit und der Liebe dicht um uns, über und unter uns sich auftun, tief, tief hinein bis ins unbekannte Land der Ewigkeit.

D.

Zur Abendmahlsfrage.

Unter der großen Menge von Schriften und literarischen Äußerungen, die von der Reform des Abendmahles handeln, sind zwei bedeutendere ganz besonders zu erwähnen: das Buch von D. H. Bassermann „Über Reform des Abendmahles". Briefe an einen Laien. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1904 und das andere von Friedrich Spitta: Die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform der Abendmahlsfeier. Göttingen. Vandenhoeck und Rupprecht. 1904. Wer von den Lesern unseres Blattes etwa auf dem Standpunkte steht, daß das Abendmahl sich eigentlich überlebt habe, und wer es entweder offen oder heimlich sich selbst bekennt, daß er mit dem Abendmahl nichts rechtes mehr anzufangen wisse, der nehme die erste Schrift von Bassermann zur Hand, in der in einer feinen, edlen Weise alle dogmatischen, kirchlichen, ästhetischen und hygienischen Bedenken gegen das Abendmahl gründlich und wissenschaftlich widerlegt werden in für alle verständlichen Briefen, welche an einen Laien (dessen Person nicht nur fingiert ist) gerichtet sind, an einen solchen, der seine Zweifel gegen das Abendmahl nicht unterdrücken zu können meinte. Es weht ein recht Schleiermacherscher Geist aus der tiefsinnigen Schrift, und sie sieht auch klar und deutlich den Unzuträglichkeiten ins Auge, die die gegenwärtige Abendmahlspraxis in sanitärer wie ästhetischer Weise mit sich bringt.

Ganz anderer Art ist die Spittasche Schrift. Sie bringt einen gerechten, klaren und umfangreichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Kelchbewegung in Deutschland. Spitta hat die sämtliche Literatur über diesen Gegenstand sorgfältig gesammelt, und das will nicht wenig sagen, denn seit im Februar 1903 die ersten Notizen über die Bremer Abendmahlsreform in Remberti durch die Blätter gingen, haben sich die öffentlichen Äußerungen über das Abendmahl von Monat zu Monat lawinenhaft an Zahl gesteigert. — Er zeigt uns vor allem auf, was bisher in dieser Sache geschehen ist, und begründet biblisch, geschichtlich und praktisch-kirchlich die Berechtigung der Abendmahlsreform. Wir könnten der trefflichen Darstellung nur eins noch hinzufügen, nämlich, daß die Tätigkeit von Spitta und Smend in Straßburg die Seele und der Mittelpunkt der Abendmahlsbewegung geworden ist. Und die deutsch-evangelische Kirche wird in der Zukunft beiden Männern dafür warmen Dank wissen.

Da es unsere Leser interessieren wird zu erfahren, wie es gegenwärtig um die Angelegenheit der Abendmahlsreform steht, geben wir folgende Notizen.

In vielen Gebieten und Orten ist die Bewegung nicht über Vorschläge, Diskussionen oder literarische Äußerungen herausgekommen, so in Hannover, Stendal, Weimar, Meiningen, in Lübeck und an vielen anderen Orten. Die Oberkonsistorien und Oberkirchenräte haben im allgemeinen überall die Bewegung als etwas sehr Unbehagliches empfunden. Es war ja einmal eine selbständige Lebensäußerung der Gemeinden!! In Baden war die Obrigkeit für besonnenes Abwarten, ebenso in Hessen; in Bayern, Weimar, auch im Königreich Sachsen, wo Sulze warm für den Einzelkelch eingetreten war und der Kirche die Mahnung ans Herz gelegt hatte, sie möge von Herrnhut lernen, und in anderen Gebieten erklärte sie sich gegen den Einzelkelch, teilweise gegen jede Neuerung, und meinte vielfach das Drehen und Abwischen des Kelches genüge, um die sanitären Bedenken zu beschwichtigen. Das Gutachten des Reichsgesundheitsamtes vom 11. Januar 1904 meint, obwohl es doch die Möglichkeit einer Ansteckung zugibt, auch (unbegreiflicher Weise!), daß diese Maßregel ausreichend sei.

Ein inzwischen am 28. Mai 1904 verfaßtes zweites Gutachten bleibt zwar auf diesem Standpunkte stehen, aber erkennt doch an, daß eine absolute Sicherheit nur durch den Einzelkelch gegeben sei, empfiehlt übrigens diesen nicht, sondern neben der obigen Maßregel den Gebrauch einer größeren Anzahl von Kelchen. Dibelius in Dresden gibt dazu noch die besondere, recht schwer durchführbare Vorschrift, man möge mit dem Tuche nicht rings um den Rand herum, sondern an jeder Stelle des Kelchrandes von unten nach oben wischen! In der Provinz Sachsen wurde die in der Andreasgemeinde zu Erfurt und von dem Gemeindekirchenrat zum heiligen Geist beschlossene Reform vom Konsistorium nicht genehmigt.

Die Gegner der Neuerung, unter denen auch Prof. Sachsse in Bonn und Kaftan sind, setzen sich ebenso wie die zahlreichen Freunde derselben aus Positiven wie Liberalen, Lutheranern und Reformierten zusammen. Selbst ein Veesenmeyer begreift den „Kleinglauben" der Neuerer nicht, davon gar nicht zu reden, daß die „Hengstbergische Kirchenzeitung" darin eine böse Mache des Liberalismus und Rationalismus sieht, andere einen Sturm auf das Allerheiligste oder ein Bestreben von solchen, die noch nicht einmal das Einmaleins und Abc des Christentums begriffen hätten. In trefflicher Weise entkräftet Spitta solche Einwendungen, auch die, daß durch den Einzelkelch eine Absonderung zwischen den Reichen und Armen zum Ausdruck käme, denn er weist nach, daß der Einzelbecher das Ursprüngliche gewesen sei, auch schon in der jüdischen Tradition, mutmaßlich auch beim Abendmahle Jesu und seiner Jünger. Interessant ist, die Bemerkung, worauf wohl die wenigsten Beschauer der Bilder bisher geachtet haben mögen, daß auf den Abendmählern von Lionardo da Vinci und Luino auch der Einzelbecher dargestellt ist. Überdies sei das Zeichen der Gemeinschaft nicht der eine Kelch, sondern der Bruderkuß gewesen.

Haben wir uns bisher mit denen befaßt, die zu ängstlich sind, um einmal eine Verbesserung in der Form des Abendmahles anzubringen, so können wir doch andererseits mit Freuden konstatieren, daß die Bewegung bereits soweit in die Gemeinden gedrungen ist und so tief in dem Denken des Volkes Wurzel geschlagen hat, daß es gar keinem Zweifel unterliegt, daß die Bewegung nicht ruhen wird, bis sie zu einem Ziele gelangt ist.

Wir stellen kurz zusammen, wo bis jetzt eine Abendmahlsreform wirklich durchgeführt ist, und führen die einzelnen Orte und Länder in der Reihenfolge auf, wie Spitta sie bringt:

Bremen: St. Remberti (mit Gruppenkelch), St. Ansgarii (mit Einzelkelch), ebenso das Bremer Krankenhaus. In anderen Gemeinden wird die Frage noch diskutiert.

Schlesien: Hirschberg, wo die alte Form und

eine neue mit Einzelkelch neben einander bestehen sollen. (Ob schon praktisch durchgeführt?)

Rheinland und Westfalen: Bergisch Gladbach und Urdingen (in beiden Gemeinden Einzelkelch). In Düsseldorf scheiterte die sorglich vorbereitete Ausführung an der Obrigkeit.

Elsaß-Lothringen. In Straßburg, wo alle Kreise der Bevölkerung, Universitätsprofessoren, Ärzte, Geistliche und Gemeinden, dank der unermüdlichen aufklärenden Tätigkeit der Herren Prof. Spitta und Smend, in die Frage hineingezogen wurden, feierten das Abendmahl mit Einzelkelch: St. Nikolai; St. Thomas; die neue Kirche; und St. Aurelien. Die lutherische Gemeinde in Masmünster hat die Einführung für das Reformationsfest 1904 beschlossen.

In Hanau führte die wallonische Gemeinde den Einzelkelch ein.

Bei den Gemeinschaftsversammlungen in Blankenburg im Harz ist das Abendmahl in sitzender Form abgehalten worden.

In Hamburg hat die reformierte Gemeinde die Feier mit Einzelkelch durchgeführt.

In Kiel sind eine größere Anzahl von Kelchen für die einzelnen Gemeinden an Stelle des einen Kelches gesetzt worden.

Wir zweifeln nicht daran, daß ein jeder, der die Spittaschen Ausführungen und die Bassermannschen Briefe liest, von der Notwendigkeit einer Reform überzeugt sein wird, und wer etwa noch zweifelt, dem empfehlen wir noch auf S. 27, 102, 141 bei Spitta die drastischen Klagen über die Übelstände des Gesamtkelches einzusehen, welche aus dem Publikum hervorgegangen sind, sowie die Gutachten der Professoren Förster und Esmarch. 112. Die Kelchbewegung wird nicht ruhen und wird zu einem guten Ziele gelangen. Und die Abendmahlsfeier wird aus derselben neu belebt hervorgehen. Vorläufig begnügen wir uns damit, die trefflichen Schriften von Bassermann und Spitta unseren Lesern zu empfehlen. Auf die praktischen Vorschläge in denselben werden wir in einem späteren Aufsatze noch zurückkommen.

Bruno Weiß.

Zur protestantischen Bewegung in Frankreich.

Von einer Volksbewegung des Übertritts wie in Österreich ist zwar zur Zeit nichts zu berichten, aber wohl machen verschiedene Vorkommnisse in Frankreich den Eindruck, daß der altgewordene granitene Bau des römischen Katholizismus doch unter den Geistesluft-Strömungen der Neuzeit sehr bedenkliche Spuren des Abbröckelns zeigt.

Zwar ist in Sachen der Konkordatsfrage noch kein entscheidender Schritt getan worden. Das Kultusbudget bot 41 Millionen Francs für den römischen Katholizismus, 1 540 000 Francs für den Protestantismus und 163 500 Francs für die Israeliten, aber wer zahlt, befiehlt, und gegenwärtig hat die Regierung fest das Heft in den Händen. Das zeigte sich deutlich und leuchtend in dem Vorgehen derselben gegen die Kongregationen. Was hat es denn genützt, daß verschiedene Bischöfe in fulminanter Weise Einspruch erhoben? Man hat ihnen kurzer Hand die Einkünfte gesperrt und einzelnen den Prozeß gemacht. 10 049 Primärschulen der Klerikalen wurden nach dem Gesetz vom Oktober 1903 geschlossen, wenngleich davon 5839, und zwar 988 Knaben- und 4851 Mädchenschulen, wieder eröffnet wurden. Rom hat keinen Fluch gegen das ganze Vorgehen der Regierung gehabt, welche, um mit Luther zu reden, den Mönchen an den Bauch gegriffen hat und das große Publikum hat sich, einige wenige renitente Äußerungen ausgenommen und ein paar unbotmäßige Offiziere, im ganzen und großen völlig teilnahmlos verhalten. Es hat auch nicht, außer solchen Revolteversuchen, an kleinen Späßchen dabei gefehlt. So hatte sich zum Beispiel der Rektor einer Schule zu Limanet (Rhone) namens Broussard, als gestorben melden lassen, um nicht in die Hände der Regierung zu fallen, aber sein volles Lebensdasein hatte ihn vor Gericht gebracht, und dieses hat den Spaßmacher und zwei seiner Inkulpaten zu 50 Francs Buße verurteilt. — Die Anti-Konkordatsfrage ist noch nicht aus der Welt gebracht. Zwar hatten wir schon berichten müssen, daß der Abbé Bassède in seinem Streit gegen den Bischof unterliegen mußte, weil er unter die absetzbaren Priester gehörte, welchen, dank dem Konkordat, die Regierung nicht gegen den Bischof von Montauban in dessen Sprengel halten, sondern nur mit einem anderen Posten entschädigen konnte, aber dafür konnte der unabsetzbare Abbé Soulier von Saint-Georges im Sprengel von Lyon sich halten, gegen den die Glieder des parochialen Kirchenvorstandes opponiert hatten. Er hat eine neue Zusammensetzung dieser Körperschaft erhalten, in welcher die Delegierten des Kardinals Coullié in der Minderheit waren, bis der letztere am 6. Januar a. c. die Suspension des genannten Soulier ab ordine et officio verkündete, welche sich noch als durchführbar zu erweisen hat. Außerdem hat sich auch ein 25jähriger Priester in Lot-et-Garonne, Abbé Conches, mit einem 19jährigen Fräulein verheiratet.

Seine Demission gab der Abbé Pietri, Pfarrer von Douch, nach ihm Abbé Hébert, der die Schule Fénelon verließ. Ihm folgte Abbé Joffroi, Missionar, ferner Abbé Girou, welcher Zugang fand zur Schule der Evangelisten von Montpellier, weiter Abbé Roqueplan, Vikar von Lérignon, welcher mit seiner Verabschiedung beim Bischof zugleich seine standesamtliche Heirat in seiner Parochie anzeigte. Gleicherweise nahm seinen Abschied der Abbé Chateau, Professor und Priester der Diöces von Bordeaux, und trat in die theologische Fakultät von Genf ein und Abbé Fournier, vormaliger Missionar von Japan. In jüngster Zeit aber schloß sich diesen Austrittlern noch an der Abbé Lefebre, ein Schüler von Abbé Loisy, Vikar von Nantes, welcher, gleich wie sein Kollege Chateau in offenem Briefe an den Bischof sich über „die obskuren Dogmen, tyrannischen Gesetze und strafbaren Mißbräuche" beklagt, und die Gewissensskrupel betont, welche ihm seine Studien beigebracht, und alsdann in würdiger Weise Abschied nimmt.

Ein weiteres Zeichen der Zeit ist, daß neuerdings öfter denn sonst sich auf dem Index verbotener Bücher mehrfach Studien französischer Kleriker befinden. Charles Denis: Apologetische Fastenpredigt, Kirche und Staat, Lektionen der gegenwärtigen Stunde; Georgel: Materie, ihre Vergötterung und ihre Wiederherstellung; Olive: Briefe an die Glieder der Association vom Herzen Jesu. Zu diesen gesellten sich Aufsehen erregend die Schriften von Abbé Loisy: das Evangelium und die Kirche und die biblische Frage im neunzehnten Jahrhundert, und Abbé Houtin: der Americanismus. Kardinal Richard, jedenfalls um die Statuierung eines Exempels an dem ungefügigen Klerus durchsetzen zu können, reiste nach Rom. Früher hieß es kurzweg: der Ketzer wird verbrannt! Da man aber gerade in Frankreich einem Ketzer, zum Beispiel Renan, eine Bildsäule errichtete, so konnte auch der neueste aller Päpste nichts weiter tun, als Loisy und Houtin auf den Index setzen lassen. Und Kardinal Richard hatte einen Fleischergang gemacht und kehrte unverrichteter Sache zurück.

Unterdes waren die Klerikalen wegen der Austreibung der Kuttenträger gegen das Ministerium wild vor Ärger geworden. In Vannes hatten ein Major und zwei Hauptleute des 116. Regiments, da die Offiziere sich weigerten, die Austreibung der Kongreganisten aus Ploërmel auszuführen, die Ausführung stillschweigend fallen gelassen. Sie wurden mit drei Tagen Mittelarrest bestraft und gegen die fünf Offiziere das Kriegsgerichtsverfahren eingeleitet. — Eine namhafte Anzahl Erzbischöfe hatten mit den Kardinälen, an deren Spitze der Erzbischof Kardinal Coullié, ein fulminantes Protestschreiben an den Präsidenten der Republik gerichtet. Infolge dessen ist genannter Coullié wegen Miß-

brauch der Amtsgewalt vor den Staatsrat gefordert, wogegen er erklärt haben soll, sich nicht stellen zu wollen. Zugleich wird aus Dijon über renitente junge Kleriker folgendes gemeldet:

Bischof Le Nordez von Dijon war einer der wenigen (fünf), welche sich dem vorgenannten Proteste der Kirchenfürsten nicht angeschlossen hatte. Darüber waren die jungen Kleriker des dortigen großen Priesterseminars aufgebracht. Es sollte nun kürzlich eine sogenannte „kleine Ordination", das heißt eine solche für niedere Weihen statthaben. Deshalb wollte der Bischof die betreffenden Kandidaten ein paar Tage zuvor sprechen und begab sich ins Seminar, aber keiner stellte sich zur Besprechung ein. Der Bischof zog über den Grund des Wegbleibens Erkundigung ein und es stellte sich heraus, daß die Angriffe, die man hämischerweise gegen ihn als Regierungstreuen und angeblichen Freimaurer seit einiger Zeit gerichtet hatte, die Kandidaten kopfscheu gemacht hatte, ob die Priesterweihe aus solcher Hand auch für alle Zukunft gesichert genug sei. Daraufhin hinterließ beim Verlassen des Seminars der Bischof den Seminaristen eine gewisse Bedenkzeit bis nachfolgenden Mittwoch, aber die Frist verstrich, ohne daß sich die Seminaristen zu einer Abbitte rüsteten. Es wurden nun die Rädelsführer, deren fünf waren, ermittelt, die man nach Hause schickte und denen man auftrug, sich zur Verfügung des Bischofs bereit zu halten. Da erklärten sich anderweite 60 mit jenen fünf solidarisch verbunden und verließen gleichfalls das Seminar, sodaß nur 25 Diakonen zurückblieben. Da nun deren Austritt aus dem Seminar der Militärbehörde gemeldet ward, so hat der Kriegsminister André angeordnet, daß diese Seminarflüchtigen sofort ihre militärische Dienstpflicht, und zwar als gemeine Soldaten, zu erfüllen haben und das hat doch einige zur Räson gebracht.

Interessantes in Sachen der Förderung liberaler Verhältnisse brachten die Kammerdebatten mit sich. Der Minister Combes hatte einen Gesetzentwurf, das Verbot des Unterrichts durch Kongreganisten, eingebracht. Die Opposition brachte den Antrag, diesen Entwurf zur Verschleppung an die Budgetkommission zu verweisen, aber er wurde mit 253 gegen 193 Stimmen abgelehnt. Bei Gelegenheit dieser Debatten erklärte obengenannter Minister, daß die Zeit mönchischer Erziehung und kongreganistischen Unterrichts vorüber sei! Die Kongregationen und die moderne Gesellschaft seien durchaus nicht mehr zu vereinigen. Der Staat müsse verhindern, den Unterricht aus der rechten Richtung zu bringen. Bezüglich des Mittelschulunterrichts könne der Staat allen Anforderungen genügen, aber zur vollen Organisierung des Elementarunterrichts und Errichtung von Schulen fordere die Vorlage eine Ausgabe von 60 Millionen Francs und daneben eine laufende Ausgabe von 7 Millionen Francs für Schaffung neuer Lehranstalten. Durchgreifender kann die Befreiung vom ultramontanen und klerikalen Joche von seiten der französischen Regierung kaum gehandhabt werden.

Wir ersehen also aus dem Berichteten, daß man in Frankreich das Konkordat als eine unbequeme Sache empfindet und die Trennung der Kirche vom Staate als Auskunftsmittel der Zukunft ansieht, was dem Wachstum des Protestantismus förderlich sein würde. Der Austritt von zirka zehn Priestern, seit unserem letzten Bericht, aus der katholischen Kirche ist auch gerade keine Empfehlungskarte für sie, so wenig als die fortwährenden gerichtlichen Bestrafungen sittlich frevelnder Priester, die der „Chrétien-Français" regelmäßig aufzählen kann. War der Index verbotener Bücher Beweis für ernste wissenschaftliche Studien, welche die helleren Köpfe unter den Geistlichen in Konflikt mit dem Vatikan bringen, so waren die Kammerverhandlungen andererseits ein Beweis dafür, daß Frankreich in die Ausbildung seiner Jugend kein gemütverdüsterndes Element eindringen lassen und vielmehr die Religion von den mittelalterlichen Verunstaltungen befreien will, welche dem Katholizismus daselbst anhaften. Da nun der Papst mit verschränkten Armen von den Fenstern des Vatikans aus zusieht, und da das französische Volk nicht dem Klerus beizuspringen Miene macht, so kommt es auf das Wort des ehemaligen Priesters Marcel Herbert in Belgien hinaus, der da sprach: „'s ist die römische Kirche selbst, welche ihren Protestantismus macht!"

Das Manuskript hat lange zurückgestellt werden müssen, nun sendet uns der Herr Verfasser folgenden Nachtrag:

Zunächst ist nachzutragen, daß die legislatorische Kammer auf Antrag des Ministerium Combes sämtliche Kongregationen vom Schulunterricht ausgeschlossen hat und infolgedessen die Schließung der kongreganistischen Schulniederlassungen durch Erlaß verfügt wird.

Die Austritte von Priestern aus der katholischen Kirche hören nicht auf. Neuerdings verabschiedete sich der Abbé Boisseau, Seelsorger von Sainte-Croix-sur-Aizier (Eure) in einem offenen Briefe von seinem Bischof, in welchem er berichtet: Als Kind habe er naiver Weise der katholischen Religion zugestimmt, als Jüngling sei sein Ziel das Priestertum geworden. Dann ein Levit, brennend vom Eifer, habe er in der Einsamkeit seiner Zelle auf den Knien zu Füßen des Kreuzes gelegen, oft gewünscht, als Märtyer für seinen Glauben zu sterben. Das Martyrium sei gekommen, aber in anderer Form, an dem Tage, wo Studium, Überlegung und Erfahrung ihn orientierten, daß die Kirche des Syllabus und der Infallibilität weit abgelegen sei vom Geiste Jesu Christi und vielmehr zu einer Institution geworden, die Gewissen zu unterjochen, anstatt zu befreien. Von da sei ein erbitterter Kampf zwischen Herz und Gewissen entstanden. Zwar habe der bischöfliche Generalvikar Lefebre, welcher immer sein Freund gewesen, ihm vorausgesagt: in seinem Alter wechsle man nicht ungestraft. Ja „ungestraft" wenn das heißen soll, mit Ängsten und Klagen. Sein Herz habe geblutet um die Freunde und Genossen und um die Gemeinschaft braver Leute, die er opfern müsse und deren Redlichkeit das zu korrigieren pflege, was die Kirche an Aberglauben und Sektiererei in ihnen angerichtet.

Um keinen Preis Heuchler sein zu müssen und zu lehren, was dem Gewissen widerstreite, nehme er seine Entlassung als Priester der katholischen Kirche. Nicht ohne Herzensbeklemmung, aber auch nicht ohne Freude, seiner Vollendung entgegen zu gehen. Mögen einige nachreden: ein Apostat oder Atheist! „Ich bin weder das eine noch das andere. Ich verlasse euch, um Christo zu folgen. Da, wo Christus ist, ist die Kirche." Ubi Christus, ibi ecclesia. Dieselbe Nummer des „Chrétien Français" bringt ein Gesuch, worin für zwei vormalige Priester Stellen gesucht werden in England als Lehrer der französischen Sprache.

Zugleich wird gemeldet: Zu Rom seien am Pfingstfest 17 Personen zum Protestantismus übergetreten, dabei drei Priester, darunter ein französischer. Der Papst, beunruhigt durch die öfteren Austritte, insbesondere auch der Priester, habe eine Messe zelebriert, um von Gott das Aufhalten der Bewegung zu erbitten. Es frage sich nun, ob dieser Schritt des souveränen Hohenpriesters die höhere Autorität der Vorsehung für seine Wünsche gewinnt oder nicht!

N. H. S.

Ihr sollt Gott — heiligen!

„Heiliget Gott in euren Herzen" — dies Wort umschreibt auf das knappste und ernsteste unsere religiöse Aufgabe. Gott selber ist der ewige, reine, allreine, dessen Gewand leuchtet wie das ewige Licht. Wir aber sollen die Strahlen seines Glanzes auffangen mit reinen Fenstern, daß sich das ewige Licht nicht in uns trübe, daß das Heilige in uns heilig sei und nicht entheiligt werde. Nicht um seinetwillen ist das not, aber um unseretwillen.

Es liegt tief in der Schwäche unseres selbstischen Willens, alles Große, Erhabene, Königliche, Göttliche um-

zubiegen in ein Kleines, Ärmliches, Erbärmliches und Bettelhaftes.

Unsere Seele ist ein wunderbares Empfindungsorgan alles Guten und Edlen, alles Großen, Strahlenden, Majestätischen. Die heiligen Feuer schlagen immer wieder in unserer Seele auf, flammen reinigend durch sie hindurch, auf Augenblicke ist sie wie von der Sonne selbst geheiligt. Dann aber kommt schnell das Leben mit seiner Klugheit, seiner kleinen Schlauheit und ererbten Tierheit, und alles Große wird, wenn nicht einfach bei Seite geworfen, so doch hinein gepreßt in Phrase und Konvention. So nämlich wird man es los und behält es doch scheinbar. Man hält den Kaisermantel fest, aber der Kaiser selber ist verschwunden. Dann geht er als heimlicher Kaiser durch das Land und sucht sich von neuem seinen Thron.

Daß dieses All in den schaffenden Armen eines Ewigen ruht, fühlt im Grunde ein jeder. Daß der ewige, schaffende Geist des Alls in unserem eigenen Geiste ringt, schafft, arbeitet und täglich Neues, Besseres, Größeres aus uns schaffen will, fühlt im Grunde auch ein jeder. Das Göttliche, sein Leben, Wirken, Drängen in der Menschenbrust, gehört zu den sichersten Selbsterfahrungen jeder normalen Seele. Der Wille aber möchte sich hundertmal dem Gotte entziehen, dessen Hände die Seele an sich selbst verspürt. Und der Wille kann das, selbst dann, wenn Logik und Vernunft dawider sind. Gott wird hundertmal theoretisch anerkannt, aber praktisch kümmert man sich nicht um ihn. Dem ewigen Gotte aber liegt nichts daran, ein Gehirngott und Gedankensplitter zu sein. Es liegt ihm nichts an der theoretischen Anerkenntnis; daran liegt ihm, daß er *schaffe*, in uns schaffe, uns umschaffe. Als vorwärts und aufwärts Schaffender will er zur Geltung in uns kommen. Der Heilige will uns — heiligen.

Aber statt sich heiligen zu lassen, baut man lieber Altäre und Dome, bringt Opfer, macht die innere Verpflichtung durch äußere Leistung ab. Statt des Wortes: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern" hat man lauter plumpe Vertraulichkeiten. Es ist erstaunlich, wie diese lieben Erdensöhne mit dem „lieben" Gott umzuspringen pflegen.

Wohl ist die größte Gabe, die wir aus Jesu Händen empfangen haben, diese: Gott ist der Vater, die ewige Liebe. Wahre Liebe ist ja das Größte und Heiligste, Reinste und Edelste und Stärkste, was in eine Menschenseele kommen kann. Wir aber wollen die Gabe ohne die Aufgabe, den Besitz ohne die Verpflichtung. Daß die heilige Liebe, geschaut als das Herz dieses Alls, unser Herz auf eine Aufgabe verpflichtet, wie sie größer nicht gedacht werden kann, ist klar. Wir aber haben aus dem Gott der Liebe den landesüblichen „lieben Gott" gemacht, um den man sich nicht kümmert, um den man sich im Grunde auch nicht mehr zu kümmern braucht, weil sein Liebesmantel ja weite Falten hat, die alles decken können. Und also wird das Größte zum Kleinsten, das Stärkste und Heiligste dieses Alls zum Deckmantel aller Ärmlichkeiten und Erbärmlichkeiten dieses Geschlechts. Ja, wir verstehen es ganz wunderbar, uns um den Ernst der Dinge zu betrügen.

Ich weiß, daß jeder von uns auch auf die Liebe als eine verzeihende, die Hände hernieder reichende, uns von den Knien emporziehende, angewiesen ist. Aber ich weiß auch dies, daß die Frohbotschaft nicht zur Leichtsinnsbotschaft umgebogen und der Ewige nicht seiner Blitze und seines majestätischen Zornes entkleidet werden darf.

Wenn wir *Gott* ins Kleine ziehen, wenn wir das Größte uns selbst zerstören, was soll uns denn dann noch zur Größe führen? Hier sehe ich die ernsteste Aufgabe unserer Gottesdienste: sie haben den Gott, den das Wochenleben so oft mit seiner kleinen Schlauheit in lauter Schwäche und Staub herniederzieht, wieder in seine ganze Größe zurückzuführen. Sonst verliert ein aufrechter Mensch jeden Respekt. Ein wirklicher ernster Mensch will einen *heiligen* Gott oder gar keinen, sein Ideal muß groß sein, stark und leuchtend wie die Sonne, die auch Gewitteratem hat, Blitze zucken und Donner rollen läßt, daß dies schlafmützige Geschlecht aus dem Staube auf zum Himmel schaue und ihm die Schauer der Ehrfurcht durch Mark und Bein gehen. Und wenn dieser große, starke Gott, und das ist der Gott Jesu von Nazareth, das Größte und Stärkste von uns fordert — nun, so fühlt ein aufrechter Mensch sich eben durch solche Forderung *geachtet*. Er weiß, das sind die minderwertigsten Knechte, denen man die leichteste Arbeit zuschiebt.

Darum, lasset uns Gott *heiligen* in unseren Herzen!

Karl König.

Friedrich Nietzsche und die Religion.*)

„Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel herausseh'n."

Dieses Wort des witzigen Lichtenberg, das Kierkegaard seinen „Studien auf dem Lebenswege" vorgedruckt hat, paßt auch auf die Schriften Friedrich Nietzsches. Die frivole jeunesse dorée erblickt in Büchern wie „Jenseits von Gut und Böse" oder „Genealogie der Moral" nichts anderes als die willkommene Legitimation zu schrankenloser Selbstsucht und ausschweifendem Lebensgenuß. Engherzige Bigotterie dagegen sieht in dem Manne, der „mit dem Hammer philosophiert" und sich als den „Antichrist" proklamiert hat, nichts anderes, als den ruchlosen Zerstörer aller religiösen und ethischen Werte. Es gibt aber noch eine dritte Betrachtungsweise, die an dem Worte orientiert ist: „Verdirb es nicht; es ist ein Segen darin." Dieser Betrachtungsweise folgt die vorliegende Publikation.

Dr. Rittelmeyer gehört zweifellos zu den besten Nietzschekennern. Seine gründliche und geistvolle Monographie über „Nietzsche und das Erkenntnisproblem" gilt unter den Fachgelehrten als ein sehr verdienstlicher Beitrag zur Nietzscheforschung. Schon in dieser Monographie hat sich Rittelmeyer nicht damit begnügt, festzustellen, daß Nietzsche zeitlebens ein radikaler Skeptiker war; vielmehr hat er sich's angelegen sein lassen, aus der biographischen und historischen Würdigung dieses Sachverhalts positiv wertvolle Hinweise auf tiefer liegende Tatsachen des Lebensprozesses zu gewinnen. Das Erkenntnisproblem erscheint als eine bestimmte Form und spezifische These des allgemeinen Lebensproblems.

Diese auf das Positive und Bleibende in Nietzsche gerichtete Betrachtungsweise, die darauf ausgeht, „das glänzende, aber gefährliche Phänomen Nietzsche zu einem segensreichen Leuchten über unserer Geisteswelt zu zwingen", feiert in den vor zahlreicher Zuhörerschaft wiederholt gehaltenen, jetzt gedruckt vorliegenden vier Vorträgen ihre Triumphe. In eleganter Sprache, die Schärfe des Begriffs mit Leichtigkeit und Anschaulichkeit des Ausdrucks zu verbinden weiß, schildert Rittelmeyer zunächst Nietzsches Persönlichkeit und religiöse Entwickelung, sodann seinen leidenschaftlichen Kampf gegen das Christentum. Die präzise und erschöpfende Darstellung von Nietzsches eigener Lehre bildet den Übergang zur Feststellung von Nietzsches bleibender Bedeutung — Ausführungen, in denen wir den Glanzpunkt der Rittelmeyerschen Leistung erblicken. Nietzsche bedeutet eine Krisis im Problem des Atheismus. Indem der Atheismus durch ihn aufs höchste gesteigert und in allen seinen Konsequenzen entwickelt wird, überschlägt er sich, so daß seine Unhaltbarkeit an den Tag kommt. Die grundlegenden Ideen Nietzsches aber, seine Lehre vom Übermenschen, von der ewigen Wiederkehr und vom Leben tragen selbst religiöses Gepräge und sind nichts anderes als ein lauter Protest gegen die Sinnlosigkeit, Vergänglichkeit und Unvollkommenheit der Welt. Wer sich diesen Protest zu eigen macht, kommt aber nur dann auf seine Rechnung, wenn er sich dahin wendet, wo die drei alten Johannesworte „Licht, Liebe, Leben" als die Sterne einer neuen, religiös vertieften Kultur leuchten.

„Solche Werke sind Spiegel." Weil hier der fein-

*) Vier Vorträge von Dr. phil. Fr. Rittelmeyer, Pfarrer in Nürnberg. Ulm 1904. Heinrich Kerler.

sinnige Apostel kulturfreudiger Religiosität und religiös begründeter Kultur hineingeblickt hat in Nietzsches Werke, darum blickt uns aus den Werken Nietzsches nicht ein Zerrbild des Philosophen entgegen, sondern Nietzsche als der große Apostel und Prophet*) einer kommenden, über einer reichen religiösen Unterströmung zur Menschheitserhöhung und Weltweite sich erhebenden und in ihrer Weltfreude und Persönlichkeitswertung durch tiefinnerliche Frömmigkeit verklärten Kultur.

Der Retter.

Durch die todesheiße Wüste
Wankt verirrt die Karawane —
Was von ihr verschont geblieben —
In der weiten, dürren Öde.
Mancher sank schon röchelnd nieder
Zu den bleichenden Gebeinen
In den Sand — sein eigen Grabmal
An des Todes grauser Straße.
Mancher hat, die Qual zu enden,
Mit des Wahnsinns wilden Kräften
Sich den Dolch ins Herz gestoßen.
Mancher ist zurückgewichen,
Rückwärts sich den Pfad zu suchen
Zu der trauten Heimat wieder,
Um ihn nimmermehr zu finden.
Und die andern stolpern weiter —
Abgezehrte Jammerbilder —
Durch die Glut. Und droben ziehen
Ekle Geier ihre Kreise —
Und die Sonne sendet weiter,
Herz und Hirn zermalmend weiter,
Auf die Opfer ihre Strahlen.

Da! Am Horizonte plötzlich
Eine Wolke weißen Staubes!
Und sie naht — und Rosse wiehern
Und es tönet eine Stimme
Sanft und freundlich, doch befehlend:
„Folget mir! Ich will euch helfen,
Euch den Weg zur Quelle weisen,
Habt Vertrauen nur, ihr Müden!
Folget mir! In wenig Stunden
Seid dem Tode ihr entronnen."

Ja, sie folgen voll Vertrauen,
Müde schleichend, doch beharrend
Mit der Kraft der letzten Hoffnung
Ihrem Führer durch die Wüste.
Und er täuschte nicht die Armen!
Nicht ein Spiegelbild der Wüste,
Wahrheit ist's, was sie erblicken:
Palmen wölben ihre Kronen,
Dächer locken, Schatten spendend,
In der lieblichen Oase
An des Wassers frischer Quelle.

Rings ein Aufschrei sel'ger Freude!
Dann in langen, durst'gen Zügen
Rinnt in ihre Adern wieder
Neues Leben — neues Hoffen. — —

Als sie sich erquickt — mit Tränen
Danken wollen ihrem Retter
Und ihm lohnen seine Güte:
Ist er fort. Im Abenddämmern
Sah sein leuchtend Kleid nur einer
Aus den fernen Büschen blinken.
Rings Erstaunen — Fragen — Rufen:
Wer er war — der edle Fremde,
Der erschienen wie ein Engel,
Da die Not auf höchster Höhe,
Und entschwunden ihnen wieder,
Als er sie geborgen wußte?
„Ja, ein Engel war's vom Himmel,
Den der Höchste uns gesendet!" —
„Nein! Es war Jehovah selber,
Der herniederkam zur Erde,
Zu erlösen seine Kinder!"
Also rufen sie begeistert,
Sinken auf die Kniee nieder
Am Altar, dem schnell erbauten —
Zitternd, betend nach dem Wunder,
Das geschehn vor ihren Augen! —

Einer nur ist still geblieben,
Überwältigt von der großen,
Allzu mächt'gen Flut des Dankes,
Die gewaltig quillt zum Herzen.
Und es sinkt als heilig Opfer
In den Bart, den langen, weißen,
Eine Träne schwer hernieder. —

„Wie? nur du? Du willst nicht knieen
Am Altar, den wir errichtet?
Du? Du zweifelst, daß der Retter
Uns gesandt vom Gottesthrone,
Daß es war Jehovah selber,
Der zur Hülfe uns gekommen?
Solchen Undank, Gottvergess'ner,
Hat wohl keiner je besessen!"

„Undank?" unter Tränen lächelnd
Ruft's der Greis. „Ihr seht, ich weine,
Weine heiße Dankestränen
Meinem Retter immer wieder,
Der mich aus der Wüste führte,
Mich gebracht zum frischen Wasser.
Und es wird in Dank und Liebe
Fürder ihm mein Herz gehören,
Bis es nicht mehr mahnt zum Danke.
Aber streiten? fragen? klügeln:
Wer der Helfer wohl gewesen? —
Kinder: Mehr als Menschen*wissen*
Wiegt in unsers Vaters Wage
Unser *Lieben*, unser *Danken*,
Daß er uns geführt zur Quelle!"

„Ha! Da hört ihr's ja. Er zweifelt!
Fluch dem Frevler!" — Und es funkelt
In den Augen schaurig Glimmern,
Wie des Raubtiers Auge leuchtet. —

*) An eine solche Mission Nietzsches können wir aber nicht glauben. D. R. J. V.: O. Beeck.

Am Altare liegt der Alte,
Und von seinem Haupte rieselt
Rot sein Blut zur frischen Quelle,
Die der Retter denen zeigte,
Die verschmachtet in der Wüste.

Fritz Löwe.

Skizzen aus Appenzell.

„Grüß' Gott. Wieder da?" hat die Leuenwirtin von Appenzell gesagt, als der Wandersmann in die schön getäfelte Gaststube eintrat. Ich sagte: „Die Appenzeller grüßen ja beim Abschied: ‚Adie, bald wieder'; also habe ich mich wieder aufgemacht und will jetzt vierzehn Tage hier in Appenzell bleiben." Früher hatte ich in Teufen mein Standquartier aufgeschlagen; aber Appenzell liegt doch näher am Alpstein. Der wohlunterrichtete Bädeker sagt: „Der Kanton Appenzell steht an Großartigkeit der Scenerie zwar manchen anderen Gegenden der Schweiz nach, bietet aber durch seine prächtigen Matten und die Nähe des Bodensees viel Anziehendes und Eigentümliches." Ich kann das nur bestätigen, und wer den Hohenkasten (1800 m) oder Säntis (2500 m) schon einmal bestiegen, wird auch von der Großartigkeit der Scenerie ergriffen worden sein. Der Kanton liegt im nordöstlichen Winkel der Schweiz, nicht an der großen Heerstraße für die Schweiz- und Italienfahrer. Er ist darum bisher auch von dem Schwarm der Touristen nicht so überschwemmt worden, wie andere Kantone. Ich freue mich fast, daß ich noch hier gewesen, als Appenzell mit Gais nur durch eine Poststraße, noch nicht durch Schienenstrang verbunden war, wie es vom 1. Juli d. Js. der Fall sein wird. Also nun war ich wieder hier, und da gerade ein Gewitterregen ist und ich nach der Hundwiler Höhe, wohin ich wollte, nicht hinauf kann, ergreife ich statt des Bergstockes die Feder und versuche mich selbst, ob ich nach den Wandertagen in die Kreuz und Quer, auf Berge und zu Seen, noch schreiben kann.

Appenzell ist ein liebliches, sauberes Städtchen im breiten Tale der rauschenden Sitter, die Straßen ziemlich eng und schmal, aber sauber, die Häuser schmuck und lieblich. Es sind Holzhäuser; die niedrigen Stockwerke manchmal übereinander greifend, das Dach breit abfallend und weit über die Wände des Hauses hinausgehend; die Außenwände des Hauses sind mit Holzplättchen beschlagen; die niedrigen Stuben und Kammern, Wände und Decken, sind mit schönem Holz getäfelt, stets sauber gehalten, so daß es einem in diesen Stuben bald traut und heimelig wird. Es hat wenig alte Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, das Rathaus und das Schloß, in dem auch ein kleines historisches Museum untergebracht ist.

Appenzell ist umgeben von vielen fruchtbaren Matten, und bis hoch ins Gebirge hinauf ziehen sich die Häuser und Hütten der Bauern und Sennen. Es ist ein wundervolles Bild, am Abend etwa, bei untergehender Sonne, auf dieses liebliche, breite Tal zu sehen und von den Bergen her das Glockenspiel der weidenden Kühe zu hören und die Jodler von Jung und Alt, die gerade mit dem Einbringen des Heues beschäftigt sind. Vor den Häusern aber sitzen die Frauen und Mädchen über ihre Rahmen gebeugt und führen mit unermüdlichem Fleiße Stickmuster aus.

Juli—September sind wirklich, wie man auch bei Bädeker finden kann, die besten Monate für Ausflüge ins Hochgebirge. Der Schnee bedeckt noch große Flächen des Alpsteins; neulich bei einem Gange zum Wildkirchli fand ich ihn noch in einer Höhenlage von 1200 m, aber andererseits, wie schön sind jetzt die Matten: das blüht und duftet, und die Alpenblumen stehen in ihrem schönsten Flor! Appenzell ist wie durch seine Handstickereien, so durch seine Kühe, Milch und Käse weltberühmt. Das Appenzeller Rind ist schön von Gestalt und Farbe, und die weißen Ziegen leuchten noch von den höchsten Alpen herab wie weiße Enten oder Kaninchen. Sie kommen ganz zutraulich zum Wanderer heran auf einsamen Gebirgspfaden, um etwas Salz oder Brot zu erhaschen. Die Sennen sind noch nicht bis auf die höchsten Alpen hinaufgestiegen; in vierzehn Tagen etwa fahren sie höher hinauf, die Sennen und Buben bunt und festlich gekleidet, bevorzugte und schöne Tiere mit großen Glocken behangen. Auch wenn die Glocken manchmal schwer am Halse lasten, sind die Kühe stolz darauf, sie zu tragen. Denn wird eine Glocke einer Kuh abgenommen und einer anderen umgehangen, so verfolgt die beraubte in der nächsten Zeit ihre glücklichere Nebenbuhlerin. Diese Glocken sind nicht bloß Schmuck und Spiel, sondern sie geben ja auch dem Sennen den Weideplatz des Tieres an und helfen ihm, ein versprengtes wieder zurückzuführen.

Bescheiden genug erscheinen uns diese Hütten, etwa 2000 m hoch am Hundstein, die ich neulich sah. Die Sennen melkten gerade in den Ställen ihre Kühe unter einer einfachen, stets sich wiederholenden Melodie, so wie die Matrosen etwa singen beim Ankerwerfen oder die alten Babylonier oder Griechen schon sangen bei gemeinsamer, eintöniger Arbeit.

Die Appenzeller ragen im Durchschnitt nicht über Mittelgröße hinaus. Es will mir fast vorkommen, als ob man noch zwei Stämme unterscheiden könnte, Abkömmlinge der älteren keltisch-römischen Bevölkerung von dunkler Hautfarbe und schwarzem, wolligen Haare, und die Nachkommen der blonden Alemannen, die das Land im vierten und fünften Jahrhundert eroberten und besiedelten. Stämmige Gestalten sind darunter, aber auch auffallend viele mit körperlichen Mängeln. Das mag wohl kommen von den schweren Lasten, die diese Gebirgsbewohner zu tragen haben von Kind auf. Neulich bei einer Bergfahrt auf den Hohen Kasten begegnete mir ein zehnjähriger Knabe, der schon 30 Pfd. Brot und Salz stundenweit hinauf zu den Sennen tragen mußte. Ein Dachdeckergehülfe schleppte Latten im Gewichte von 120 Pfd., ein Zimmerer schwere Bohlen. Der alte Wirt Ascher vom Säntis soll Lasten von 200 Pfd. getragen haben, ein volles Weinfaß etwa. Am Seealpsee machen Italiener jetzt einen Damm. Appenzell soll mit elektrischem Licht versehen werden. Den Sand müssen die Arbeiter etwa $1^1/_2$ Stunden weit herholen, von Wasserauen; jeder, der ins Tal geht, muß einen Sandsack von mindestens 100 Pfd. mit heraufbringen zur Arbeitsstätte. Futtermittel, wie Kleie ꝛc., trägt der Senne zu seiner Hütte: wahrlich ein beschwerliches Leben!

Auch von den Frauen sind viele früh gebeugt und von schmaler Brust. Ein erfahrener Arzt sagte mir: „Es kommt von dem gebückten Arbeiten der Frauen vor dem Stickrahmen von Jugend auf." So wie es etwa den Achatschleifern im Nahetal geht, welche bei ihrer Arbeit vor den Steinen stets auf der Brust liegen müssen.

Aber trotzdem, schöne Männer und Frauen habe ich doch hier in großer Anzahl gesehen, und prächtige Buben und Madele. In Appenzell hat sich nämlich, besonders unter den Frauen, eine schöne Tracht aus alter Zeit erhalten: Prächtige Mieder mit schönen, bunten Stickereien, ein schöner Kopfschmuck, Hauben, glänzende Halsgeschmeide und bunte Röcke! An der Prozession kann man sie am besten beobachten. Denn da kommen die Städterinnen und die Bergbewohner in ihrem schönsten Staate und ziehen von der alten Stadtkirche zu einem Kirchlein am unteren Ende des Fleckens oder zu des „Abts Zelle", inmitten der Stadt. Die Kirche in Appenzell ist nämlich für die Bergbewohner ringsum der Mittelpunkt ihres geistigen und geselligen Lebens. Um die Kirche liegt der große Friedhof, auf dem die Toten von weit her zur Bestattung gebracht werden. Wie sind die Gräber jetzt von den roten Federröschen bedeckt! Wie oft läuten die Glocken in Appenzell, schon vom frühen Morgen an, die Glocken der Hauptkirche und der vielen Kapellen und die Klosterglöcklein im Männer- und Frauenkloster. Es kann einem zu viel werden, aber schön klingen sie doch. Und ihrem Rufe folgen die frommen Bergbewohner und

auch die Städter in großen Scharen. Doch dem Protestanten taten die Appenzeller leid, als er sie so sah in der Prozession einhergehend, stundenlang ihren Rosenkranz plappernd. Es ist mir wirklich, als ob der Klerus die geistige Entwicklung des Volkes gehemmt hätte. Die evangelischen Außen-Rhoder scheinen mir fortgeschritten zu sein über die Innen-Rhoder in Appenzell, — soweit diese dem Klerus sich noch unterwürfig zeigen. Denn auch in Inner-Rhoden ist schon eine große Anzahl frei gesinnter Männer, die dem geistlichen Drucke widerstreben, ohne ihren gut katholischen Glauben aufgeben zu wollen, und die hoffen, daß aus diesem prächtigen Menschenschlage noch etwas besseres werden wird, wenn er vom Drucke des Priestertums befreit sein wird oder die Priester die Vertreter der echten Humanität geworden sein würden. Wegen seines Glaubens hat auch in Inner-Rhoden-Appenzell heute kein Evangelischer mehr von den Bürgern etwas zu fürchten. Es gibt sogar eine evangelische Gemeinde von 300 Seelen hier. „Bischt au katholisch?“ fragte mich ein kleiner Bube des Solleggbauers, der mich neulich zu Tal begleitete. „Nein“, sagte ich, „evangelisch! fürchtest du dich nun vor mir?“ „O nein, es hat mich noch keiner gefressen“, meinte der Junge, und er ist so mein guter Freund geworden, daß er mich seitdem schon zweimal im „Löwen“ aufgesucht hat.

Höflich sind diese einfachen Leute, von einer Höflichkeit des Herzens, die einem wohltut. Ich war zur „Klosterspitz“ gewandert, der Name reizte mich schon. Unterwegs wurde ich vom Gewitter überrascht. Ich trat bei einem Bauer ein. Er weidete hier oben mit 61 Kühen und Rindern, eigenen und in Pacht genommenen. Enge bei einander wohnten Menschen, Hühner, Schweine, Ziegen. Der Bauer war gerade beim Sotten von Käse beschäftigt; er ließ mich kosten, gab mir Milch und Schotten (Molken) — diese auf besonderen Wunsch —, trug Brot, Butter und Käse auf. Vielmehr seine freundliche Bäuerin tat das. Der kleinste Sohn, Battist, weinte zuerst und lief fort, als der große, fremde Mann eintrat, wurde aber bald zutraulich. Aber Mariele, das zehnjährige Mädchen, begleitete barfuß — die Kinder gehen meist barfuß —, nachdem ihm 's Mutterle rasch ein schöneres Kleid übergeworfen, den Wanderer nach der „Klosterspitz“ und half ihm Alpenrosen suchen. Als wir oben waren, nur 1300 m hoch, waren wir in Wolken und Nebel — und sahen nichts! Als wir abstiegen, kam der Regen, und zum zweiten Male durchnäßt, trat ich wieder in die Bauernstube ein und plauderte mit den Leuten von den Appenzellern, die ich draußen im Reiche hier und dort gesehen hatte, Milchwirtschaft betreibend. Der Solleggbauer hätte auch nicht übel Lust, mit seinen Kühen und Ziegen einmal in Bremen oder Hamburg sein Glück zu versuchen.

Der 12jährige Junge, mit dessen geographischen Kenntnissen es allerdings ziemlich schwach bestellt war, wie ich durch seine Fragen erfuhr, hatte Geschäfte in der Stadt; er ging also mit mir abi nach Appenzell. Da brach ein Gewitter los, wie ich es heftiger noch kaum erlebt. Donner und Blitz, Sturm und Regen, jetzt ein Hagelschauer, daß wir die Hände zum Schutze vors Gesicht hielten. Allein auf weiter Flur, der Pfad durch die Wiesen, den wir gehen mußten, ein kleines Bächlein; wir darin stampfend, ausglitschend, vom Sturm oft umgeworfen. Aber wir kamen doch endlich in Appenzell an, keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Aber schön wars doch, der Bube hats auch gemeint, und getreulich hat er alle meine Ausrufe — und sie waren nicht gerade theologisch — den Eltern berichtet, wie sie mir gestern sagten, als ich, Abschied zu nehmen und zu danken, noch einmal hinaufging. Mariele brachte mir einen Strauß von Alpenblumen, den ich nach Hause schickte, und der Solleggbauer wird mir im Herbst — trotz des Zolles — den besten Appenzeller Käse schicken, den er im Keller hat. Er tut es gewiß, denn er ist ein Mann von Wort, und als solcher auf der ganzen Alp bekannt! Die Freunde sollen ihn auch schmecken.

Appenzell im Juni. O. Veeck.

Vom Büchertisch.

Karl König. Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Berlin. A. Duncker. 1904. 70 S.

Eine Schrift voll frischer Lebensfreude und Tatenlust, frei von jeder Engherzigkeit, mit offenem Blick für alles Geistige und tiefem Gefühl für die Bedürfnisse des Gemüts. Der Verfasser verfolgt den modernen Menschen auf seinem Wege zu Gott im Reiche des Intellekts, im Reiche der Kunst und in der Praxis des Lebens. Auf allen drei Gebieten glaubt er — und mit Recht — eine Wendung vom Sachlichen zum Persönlichen wahrzunehmen. Nachdem die Wissenschaft mit vollem Recht verstandesmäßig sich in den Stoff des Lebens vertieft hat, beginnt sie nun wieder Respekt zu bekommen vor den unmittelbaren Offenbarungen des Lebens selbst. Sie wendet sich zurück zum Urgrund aller Dinge und alles Lebens und will mit der Erforschung des Lebens dem Leben dienen. „Und das allein soll und muß das letzte und höchste Erkennungszeichen auch der wahren Wissenschaft sein, daß ihre Resultate über das Seiende zugleich dem werdenden Leben die Kräfte und die Wege weisen, durch die es wirklich ein Vorwärts und ein Aufwärts wird.“ Natur und Geschichte sind die Offenbarungen Gottes, neben denen es keine „übernatürliche Offenbarung“ mehr gibt außer der im eigenen Herzen des Menschen, und an den großen Genien der Menschheit sehen wir, was persönliches, religiöses Leben ist. Sind es auf naturwissenschaftlichem Gebiet Männer wie Reinke und Bölsche (aber nicht Dennert!), die die Wendung zu Gott bezeichnen, so auf dem der bildenden Kunst Böcklin und Klinger. Denn „wo immer schöpferische Mächte aus einer Künstlerseele quellen, werden sie eine Offenbarung dessen selbst, der sie quellen läßt, des Künstlers aller Künstler, Gottes“. Auf literarischem Gebiet aber bewies der Erfolg von Frenßens Jörn Uhl, daß unser Publikum wieder Sinn hat für eine auf religiösem Grunde ruhende Heimatkunst. Endlich in der Praxis des Lebens ist das Auftreten Fr. Naumanns ein Symptom der Wendung zur persönlich seelischen Kultur. Denn weit entfernt lähmend zu wirken hat die Erkenntnis der „Macht der Verhältnisse“ vielmehr eine kraftvolle Reaktion des Ich, einen Kampf zur Selbstbefreiung der Persönlichkeit hervorgerufen. — Dies einige Hauptgedanken der schönen Schrift. Und wenn auch das Problem von Freiheit und Notwendigkeit nicht so einfach liegt, wie uns der Verfasser in seiner Begeisterung glauben machen möchte, so wird doch sein froher und mutiger Kampfruf in vielen Herzen ein Echo finden. W. N.

K. Girgensohn, Mag. theol. Privatdozent in Dorpat. Die moderne theologische Denkweise und die christliche Theologie. Leipzig. A. Deichert. 1904. 61 S. 1 ℳ.

Einen Vermittlungsstandpunkt einzunehmen ist selten eine dankbare, aber mitunter eine sehr achtenswerte Rolle, da in der Tat zuweilen die Wahrheit „in der Mitte liegt“. Oft aber ist es auch ein vergebliches und für den Zuschauer unerfreuliches Beginnen, wenn jemand versucht, Gegensätze zu vereinigen, die sich nun einmal ihrem Wesen nach ausschließen und daher nicht zur Erzeugung eines neuen Dritten verbinden können, wie etwa Feuer und Wasser zu der des Dampfes. Unter diese zweite Kategorie gehört die vorliegende Antrittsvorlesung, in welcher „einerseits“ eine gewisse begrenzte Berechtigung der historisch-kritischen Methode und Denkweise in ihrer Anwendung auf die Bibel zugestanden, „andererseits“ aber die Absolutheit des Christentums und die Gottheit und Ubiquität Christi dogmatisch verfochten wird. Der Verfasser setzt sich namentlich mit Troeltsch auseinander. Er spricht den Satz aus: „Wenn der Mensch Jesus Christus zugleich der ewige Gott und Herr seiner Gemeinde ist, dann ist das Christentum absolute Religion.“ Damit ist garnichts gesagt — in wissenschaftlichem Sinne —; denn der Inhalt der Prämisse kann man nach den Ausführungen G.s nur „erleben“, nicht beweisen. Als „prinzipielle Grenze für die rein historische Erforschung des Christentums“ bezeichnet der Verfasser die Feststellung der Tatsachen, während deren Beurteilung Sache des Glaubens sei; doch kommt ihm dann selbst die Erkenntnis, daß „auch der Umfang des historisch glaubwürdigen Tatsachenmaterials, je nach dem Glaubensstandpunkt des forschenden Historikers, durchaus verschieden sei“. Namentlich komme es darauf an, ob man die „Möglichkeit außerordentlicher Ereignisse und deutlicher Wirkungen des transzendenten Faktors“ anerkenne. Wie wissenschaftlich das klingt! Warum denn „des Glaubens liebstes Kind“ nicht beim Namen nennen? Schließlich wirft der Verfasser die Frage auf, ob man „unseren modernen Zeitgenossen den Glauben an die Gottheit Christi noch zumuten könne“, und bezeichnet diesen Glauben als „ein ungeheures Wagnis“. Er selbst hat den Mut dazu. Übrigens ist die ganze Schrift in durchaus ruhigem und sachlichem Ton gehalten und behandelt auch die Gegner mit Achtung, was ausdrücklich anerkannt werden soll. W. N.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 30, S. 350, 2. Spalte, 9. Zeile von unten, muß es heißen statt komme: kaum.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 33.

Bremen
Berlin.

13. August 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: XXII. Deutscher Protestantentag. — Rußland. I. — Nachrichten. — Anzeigen.

XXII. Deutscher Protestantentag
am 4. bis 7. Oktober 1904 zu Berlin.

Der Deutsche **Protestanten-Verein** wird am 4. bis 7. Oktober d. J. in Berlin tagen.

Seit 40 Jahren hat er für seine Ideale gekämpft.

Er ist aus der Überzeugung hervorgegangen, daß der **Zwiespalt** zwischen der **Kirche** und **ihrer Lehre** einerseits und der **modernen Wissenschaft,** der modernen **Kultur** andererseits verhängnisvoll für die gesamte Entwicklung unseres Volkslebens ist.

Schließt sich die **Kirche** von dem Geistesleben der heutigen Menschheit ab, so wird der Einfluß der Religion immer mehr auf abgesonderte kleine kirchliche Kreise zurückgedrängt werden. Die Kirche wird im Dogma erstarren und an der Unfähigkeit, ihre weltgeschichtliche Aufgabe, besonders auch auf **sozialem** Gebiete zu lösen, zugrunde gehen.

Verschließt sich die moderne **Kultur** dem religiös-sittlichen Einfluß des protestantischen Geistes, so wird sie immer mehr dem **Materialismus** und **Pessimismus** verfallen.

Eine **Versöhnung** und innere **Verbindung** dieser jetzt weit auseinandergehenden Mächte ist die Aufgabe, welche Gott in erster Linie dem **deutschen Protestantismus** gestellt hat.

Nur wenn die religiös-sittlichen Lebensmächte und Grundsätze des **Evangeliums** vom Dogmatismus befreit in Kirche und Schule gelehrt werden, und zugleich das **evangelische Gemeindeleben** sich frei und selbständig entfaltet, wird jene Versöhnung möglich sein.

Wir glauben, daß die **Reformation** nicht als abgeschlossenes Werk betrachtet werden darf, sondern vielmehr als eine **Aufgabe,** an welcher die wissenschaftliche **Theologie,** die **Predigt,** die **Gemeinde,** die **Schule** unablässig zu arbeiten haben.

Die Verhandlungen **der letzten preußischen Generalsynode** haben gezeigt, daß die preußische Landeskirche dieser Aufgabe nicht gerecht werden wird. Um so mehr ist es unsere Pflicht, **um unserer evangelischen Kirche** und **um unseres evangelischen Volkes** willen gegen jede **dogmatische Verengung** des Christentums und gegen alle **hierarchischen Bestrebungen** in der evangelischen Kirche zu kämpfen.

Wir richten an alle evangelischen Männer und Frauen die herzliche Bitte, den Verhandlungen des Deutschen Protestantentages warme Teilnahme entgegenzubringen.

(Folgen die Namen der Unterzeichner des Aufrufes.)

Den geschäftsführenden Ausschuß bilden die Herren:

Schrader, Eisenbahndirektor a. D., Mitglied des Reichstages, Steglitzerstraße 68. **Arnd,** Architekt und Maurermeister, Markgrafenstraße 17. D. **M. Fischer,** Pred. an der Markuskirche, Weberstraße 56. **Alfr. Fischer,** Pred. an der Jerusalemskirche, Friedrichstraße 213. D. **Kirmß,** Pred. an der Neuen Kirche, Kronenstraße 70. D. **Websky,** Herausg. der Prot. Monatshefte, Pariserstraße 53. **Weidling,** Kaufmann, Potsdamerstraße 82a. **Weise,** Stadtsyndikus, Keithstraße 18. **Werner,** Bankdirektor, Kaiser Wilhelmstraße 10.

Korrespondenzen sind an den Eisenbahndirektor a. D. Schrader zu richten.

Rußland.

I.

Vorbemerkung.

Furchtbares ist wiederum in Rußland geschehen, doppelt furchtbar, weil wir hier es nicht mit der Einzeltat, sondern mit dem Symptom einer entsetzlichen Krankheit zu tun haben, auf deren Beulen und Geschwüre der Königsberger Prozeß einen Blick tun ließ. Die Russen sind Christen, die Herrschenden und die Beherrschten, das ging uns durchs Herz beim Anblick der Krankheit, bei dem Erlebnis des neuesten Symptoms. Von einem Russen ging uns schon vor Wochen der nachstehende Aufsatz zu, das Bild der Stimmung eines Mannes, der sein Volk liebt, der ihm helfen möchte, der verzweifelt seine Lage sieht. Wir geben's, wie er es uns sandte, wir erwarten in wenig Wochen eine Gesamtdarstellung über die russische Kirche nach gründlichen, wissenschaftlichen Arbeiten. Es wird dort das Gesamtbild klarer und Einzelheiten werden richtiger dargestellt sein, das nimmt dem Stimmungsbilde nichts von seinem Wert. Ja, wir fragen uns, wäre es nicht wertvoll, solche Stimmungsbilder, Spiegelbilder vom Gewollten und Geleisteten im kirchlichen Leben, zu sammeln, um denen, die da wollen und leisten, zu zeigen, was sie wirklich erreichen. Unsere „Beilage" ist ursprünglich auch in diesem Sinne gedacht, eine Stimme der Gemeinde zu sein an die, die sie leiten. Noch haben wir kaum solche Bilder bringen können. Nun bietet sich hier ein Beispiel. Vielleicht, hoffentlicht reizt es manchen Laien, ohne Scheu vor dem

überlegenen Lächeln „sachverständiger" Pastoren, einmal zu sagen, wie es ihm ums Herz ist, in seiner Kirche, in einer großen Vereinsversammlung, gegenüber den Synoden usw. Das wird nicht immer — hoffentlich — so tadelnd und bitter sein, das kann aber ein neuer Weg sein, den Leitenden zum Lernen, den Gemeindegliedern ihres Rechtes und ihrer Würde als Glieder protestantischer Volkskirchen sich bewußt zu werden und für die Mitarbeit an der Leitung der Kirche sich heranzubilden.

Ein heidnisches Christentum.

Wenn man eine Parallele zwischen der russischen Kirche und irgend einer asiatischen heidnischen Sekte ziehen möchte, wird man bei genauer Forschung keinen Unterschied finden; hier werden die Götzen: Christus, Maria, der heilige Nicolaus; dort Buddha, Konfuzius 2c. genannt. Dieselbe äußere Pracht des Gottesdienstes, der kirchlichen Bauten, dieselbe abergläubische Bilderverehrung, dieselbe blendende Tracht der Priester, und dies Mystische, in dunklen kirchlichen Räumen sich abspielende, macht die russische Kirche einer heidnischen am nächsten stehend. Was die Moral anbelangt, steht jede heidnische Religion höher wie die russische Staatskirche.

Wenn ich mich zu einem solchen Vergleiche veranlaßt sehe, so muß ich auch die Gründe, die mich dazu führen, auseinanderlegen.

Wie wurden die Russen Christen? In der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts regierte von Kijew aus der Großfürst Wladimir. Er hielt sich ungefähr 1000 „Frauen" und war ein grausamer Mensch, der die Leute den heidnischen Götzen opferte und der keine Frauensperson auf der Straße ruhig vorbeigehen ließ. Die Sage erzählt: Als Wladimir an Altersschwäche zu leiden hatte und sich in einem Alter befand, wo die Leute über ihr Leben Rechenschaft geben sollen, sind zu ihm römische, byzantinische, jüdische, mohamedanische Boten gekommen und jeder von ihnen bemühte sich, den Großfürsten für seine Religion zu gewinnen. Da er aber nicht wußte, welche Religion vorzuziehen war, entsandte er überall seine Boten, die sich überzeugen sollten, welche Religion die beste wäre. Die Boten kamen zurück mit der Nachricht, die byzantinische Religion wäre die beste; sie hat schöne prächtige Kirchen und ihr Gottesdienst wird in einer sehr feierlichen Weise abgehalten. *Dieses Moment ist entscheidend gewesen, um den Großfürsten für die griechische Kirche zu überzeugen.* Die zweite Sage erzählt, daß er um die Hand der schönen Prinzessin Anna, der Schwester der beiden byzantinischen Kaiser, Basilius und Konstantin, anhielt und dieselbe nur unter der Bedingung bekam, daß er sich taufen ließ. — Es ist aber anzunehmen, daß er aus geschäftlichen Rücksichten zum Christen wurde, da die Russen damals einen sehr lebhaften Handel mit Byzanz führten. Aus diesem ersieht man, daß den Großfürsten Wladimir *kein einziger moralischer Grund bewegte*, um die christliche Religion anzunehmen. Der alte Spruch: cuius regio, eius religio, — hat sich auch hier bewahrheitet. In Kijew hatten die griechischen Priester eine leichte Arbeit mit den Heiden, aber in der russischen Hansastadt Nowgorod, wurden diese mit Feuer und Schwert von der Vollkommenheit der christlichen Religion überzeugt.

Die russische Kirche hat ihre eigene, der Masse des Volkes unverständliche Sprache.

Die griechischen Priester, die zur Bekehrung der slavischen Stämme nach Kijew gekommen sind, hatten die Bibelübersetzung von den slavischen Aposteln Cyrill und Methodius in alt-bulgarischer Sprache mitgebracht und bedienten sich auch derselben, daß schließlich diese Sprache dasselbe für die griechisch-katholische Welt wurde, was Lateinisch für die römisch-katholische Kirche ist. Der Gottesdienst wird in Rußland in dieser zwar verwandten, aber jetzt ausgestorbenen und unverständlichen Sprache gehalten. Die sämtlichen Gebete, die in dieser Sprache verfaßt sind, werden dem Bauer mit Mühe beigebracht, die er nun mechanisch, ohne Verständnis plappert, immer jedoch seine vorgeschriebene Zahl, ungefähr wie Heiden ihre Gebetmühlen gebrauchen. Die Bemühungen, den Russen den Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu halten, sind seitens der kirchlichen Behörde und der Regierung aufs härteste bekämpft. Der Bauer darf nichts davon erfahren, was seine kirchliche und weltliche Obrigkeit nicht wünscht, und zu diesem Zwecke ist die Unverständlichkeit der Bibelsprache der beste Weg. Es ist mit dem größten Bedauern zu betonen, daß in Rußland die sämtlichen tartarischen und sibirischen Völkerschaften die Bibel in ihrer eigenen Sprache besitzen, *bloß die Klein-Russen sind von dieser Regel ausgenommen.* Und das geschieht aus den prinzipiellen politischen Gründen, keine Bücher in dieser Sprache drucken zu lassen. Wenn man hier zugibt, daß dem Bauer keine Predigt gehalten wird, so ist es klar, warum die russischen Bauern sich ihrer Kirche entfremden und auf Umwegen zu dem tiefsten Problem über Gott zu gelangen versuchen. Es entspringt einem angeborenen Drange der Menschenseele, diese dunklen Probleme zu lösen, um nicht vag und dunkel wandeln zu müssen. Auch der sentimentale und stupide russische Bauer läßt sich in solchen Angelegenheiten nicht lange an der Nase führen.

Das polizeiliche-bureaukratische Regime der russischen Kirche ist die Konsequenz der Konservativen in derselben — mit servilistischer Politik eng verbunden. Es geschieht dort nichts, was ohne einen politischen Grund wäre, oder dazu führen möchte.

Dem Zaren Iwan, dem Schrecklichen, ist die hohe Geistlichkeit bei seinen Grausamkeiten zur Seite gestanden und hat gern ihr Ohr geliehen, wenn er die Zahl seiner Ehefrauen bis auf acht gebracht hat. — Der Metropolit Bartholomäus, der von dem Zaren Basilius an diese Stelle berufen wurde, aber seinen Verordnungen nicht Folge leisten wollte, wurde in Ketten geschlossen und an seine Stelle ein neuer, passender, namens Daniel, berufen. Von ihm erzählt die Chronik:

„Dieser war geneigt mit guten Gesellen zu schlemmen und zu bankettieren, und damit er nicht dafür angesehen würde, daß er der luxuriae mehr ergeben, als dem Fasten und Beten, so macht er sein Angesicht bleich mit Rauch von Sulpher, und wiewohl dasselbe viele merkten und wußten, so durften sie doch dasselbe wegen seiner Autorität nicht offenbaren."

Peter der Große, dem die progressive Zunahme der Heiligen im russischen Himmel zu groß erschien, schloß einfach mit einem Ukas ihre Reihe ab, hat auch die Stelle des Patriarchen aufgehoben, indem er den „allerheiligsten Synod", eine dirigierende kirchliche Institution, ins Leben gerufen hat. Der erste Erlaß wurde schon durch seinen Nachfolger modifiziert, indem man erlaubte, nur einen Heiligen für je eine Regierungszeit anstellen zu dürfen.

Die größte Persönlichkeit unter der russischen Geistlichkeit ist der, auch der zivilisierten Welt, als Bösewicht bekannt, Johann von Kronstadt. Der schon zu seiner Lebenszeit anerkannte Heilige ist vielmehr ein gewöhnlicher Quacksalber als ein Heiliger und hat den Anlaß gegeben, um den Grafen Tolstoi mit dem Fluch der Kirche zu beladen, indem er selbst gegen diesen auf niederträchtigste Weise in einem offenen Briefe aufgetreten ist. Hier hat der „Heilige" am besten bewiesen, wie die russische Kirche die Grundlage des Christentums, die Nächstenliebe und Verzeihung, auffaßt. Auf solche Weise wollte man den russischen Denker dem Volk und der gebildeten Masse entfremden, was jedoch gescheitert ist. Die russische Regierung, die zu dieser Verfolgung Tolstois der kirchlichen Behörde treu zur Seite gestanden ist, hat sich mächtig blamiert und ihre Finger verbrannt.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Professor von Dobschütz-Jena ist von der Berliner theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie hon. causa ernannt worden.

Am **Benediktinerorden** meint die „Köln. Ztg.", 28. Juli, zeigen zu können, daß das im jesuitischen Prinzip liegende Zentralisierungsstreben die Römische Kirche beherrsche. So habe man dem Abt von Beuron den Titel Abtprimas 1892 verliehen — man habe aber mit dem Titel ein Amt geheim verbunden zur Aufsicht über die anderen Benediktinerklöster, und in dieser Eigenschaft habe der Abtprimas, ein Graf Hemptinne, in diesem Jahre dem Kapitel der bayerischen Benediktineräbte beigewohnt. Es gelte eine Reform der Benediktiner, die zumeist als Schulorden tätig sind, zu dem Ideal des 1866 gegründeten Beuron, das beschauliches Leben und fortwährenden Gottesdienst zum Lebensinhalt der Mönche machen möchte. — Wir notieren diese Beobachtung der „Kölnischen Ztg.", um Leser und Mitarbeiter zur Beobachtung dieses Vorgangs zu veranlassen.

Protestantisches.

(Preußen.) Zum Kirchensteuergesetz, das von der Generalsynode beschlossen, vom Landtage beraten werden soll, ist diesem eine Petition der Altlutheraner zugegangen, die die Glieder dieser Gemeinden vor einer Doppelbesteuerung schützen will. Das Gesetz rechnet jeden Zuziehenden, der auswärts irgend einer als evangelisch zu bezeichnenden Gemeinde angehört hat, zur evangelischen Ortsgemeinde. Die Altlutheraner petitionieren nun mit Recht:

„Der hohe Landtag der Monarchie wolle dem vorliegenden Gesetzentwurf eine Bestimmung hinzufügen, wonach die in das Gebiet der evangelischen Landeskirche zuziehenden Evangelischen von der Besteuerung frei zu lassen sind, sofern sie innerhalb des auf ihren Zuzug folgenden Steuerjahres einer vom Staate mit Steuerexekution ausgestatteten Religionsgemeinschaft beitreten."

(Hannover.) Zu der Notiz in Beilage Nr. 30 sei hier der Wortlaut der Eingabe abgedruckt, die Pastor Chappuzeau im „Hann. Cour." (1. Juli) selbst veröffentlicht, weil sie — geheim weitergegeben — vielleicht manchem unbekannt bliebe. Er erbietet sich selbst, Unterschriften zu sammeln. Die Eingabe ist in seiner eigenen Gemeinde heimlich verbreitet worden:

„An das hochwürdige Königliche Landeskonsistorium
in Hannover.

Indem wir Endesunterzeichneten, Angehörige verschiedener Kirchengemeinden Hannovers und Umgegend, dem hochwürdigen Königlichen Landeskonsistorium zu Hannover die letzte Nummer der kirchlichen Wochenschrift „Unter dem Kreuze" mit dem Artikel: „Aus dem Lager der modernen Theologie in der Hannoverschen Landeskirche", welcher sich mit Herrn Pastor Chappuzeau-Hainholz und seiner kirchlichen Theorie befaßt, sowie die Osternummer der „Kirchlichen Gegenwart", herausgegeben von Herrn Pastor Grethen-Schmalförden, enthaltend den Leitartikel des Herrn Pastor Chappuzeau: „Wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung" übersenden, gestatten wir uns hiermit zunächst die ganz ergebene Anfrage, ob Herr Pastor Ch. von der Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften bezw. auf die bei uns noch in Kraft befindliche Calenberger Kirchenordnung dispensiert ist. Wir sind der festen Überzeugung, daß die Ausführungen des Herrn Pastor Ch. der hl. Schrift sowohl, als auch den Intentionen unserer Reformatoren Doktor Martin Luthers und Herzog Ernst des Bekenners widersprechen. Das aber, was uns von unseren Vätern der heiligen Schrift gemäß überliefert ist, halten wir nicht nur deshalb fest, weil wir darin unterwiesen sind, sondern weil wir selber darin mit Freude den rechten Weg des Heils, den Halt unseres Glaubens und die Quelle unserer Kraft gefunden haben und weil wir darum ein Herzensinteresse daran haben, daß diese uns teure Wahrheit in unserem Volke bewahrt werde.

Es ist daher im höchsten Grade bedauerlich und unverständlich, daß auf die unerhörten Angriffe des Herrn Pastor Chappuzeau auf das positive oder besser gesagt gläubige Christentum bislang kein energischer öffentlicher Protest seitens der berufenen lutherischen Prediger Hannovers erfolgt ist und Herr Pastor Chappuzeau von seiner Behörde noch nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Dieses erweckt im Volke offenbar den Anschein, daß die Ausführungen des Herrn Pastors Chappuzeau richtig und berechtigt sind, da dieselben bislang unwidersprochen geblieben sind.

Damit wir nicht das Odium der Schwäche und Gleichgültigkeit auf uns laden, und da wir ferner auch nicht gewillt sind, die Wahrung des lutherischen Christentums, wie es uns von unseren Vätern überliefert ist, unwidersprochen von Herrn Pastor Chappuzeau und seinen Freunden als kirchlich rückständige Bestrebungen verächtlich machen zu lassen, so erheben wir hiermit feierlich Protest vor dem hochw. Landeskonsistorium gegen die empörenden, die Gewissen aller gläubigen Lutheraner verletzenden und kränkenden Angriffe des Herrn Pastors Chappuzeau.

Wir bemerken noch, daß die Duldung und Verbreitung von Anschauungen und Lehren, wie sie Herr Pastor Chappuzeau und seine Freunde vertreten, zu ernsten Bedenken Anlaß geben und geradezu geeignet sind, die einigermaßen zur Kirche noch haltende Bevölkerung zu verwirren und der Kirche weiterhin zu entfremden, wie das die im allgemeinen schwach besuchten Gottesdienste der sog. modernen Theologen beweisen, und die Kirche denjenigen Kreisen gegenüber, die derselben lau und feindlich gegenüberstehen, einfach lächerlich zu machen. Hochachtungsvoll ergebenst

— — — — —"

(Prov. Brandenburg.) Kirchenzucht und Liebelosigkeit. Wir hatten von einer Notiz, die durch die Zeitungen ging, daß auf einer brandenburgischen Kreissynode auf Anregung des Superintendenten der Beschluß gefaßt worden sei, die Namen gefallener Mädchen von der Kanzel bekannt zu geben, nicht Mitteilung gemacht, weil wir das Berichtete für unmöglich hielten. Nun ist etwas spät die Sache klargestellt: Daß der Superintendent mit der Sache nichts zu tun hat, daß aber der Pfarrer von Letschin (ob mit oder ohne seinen Gemeindekirchenrat, ist nicht ersichtlich) beschlossen hat, neben der üblichen Abkündigung der ehelichen Geburten mit Danksagung, nun auch die unehelichen Geburten — aber ohne Danksagung in einer nicht verletzenden, aber die Gewissen schärfenden Form — abzukündigen. — Das kommt natürlich auf eins hinaus mit einer Bekanntgabe der betreffenden Mädchen. Die generelle Anwendung dieser Maßregel ist eine Lieblosigkeit, mit der hoffentlich der Herr Pfarrer allein bleibt, wenn nicht die Kirchenbehörde ihn auf Galater 6 V. 1 aufmerksam macht.

(Königreich Sachsen.) Der Evangelische Bund zählt nach seinem Jahresbericht 64 Zweigvereine und 3 Ortsgruppen mit 19139 Mitgliedern. Angeschlossen sind andere Vereine mit zusammen 20000 Mitgliedern, so daß der sächsische Landesverein der stärkste im Bunde ist.

(Meiningen.) Die „Leipz. N. N." (23. Juni) schreiben: In seinem jüngsten Erlaß an sämtliche Geistliche des Herzogtums betont der Oberkirchenrat die segensreiche Wirksamkeit der Raiffeisenvereine und tritt der vielfach vertretenen irrigen Meinung entgegen, als ob die oberste Kirchenbehörde einer Tätigkeit der Geistlichen in der Raiffeisensache mißbilligend gegenüberstände. Im Gegenteil, der Oberkirchenrat billigt es, wenn der Pfarrer da, wo es die Verhältnisse geboten erscheinen lassen und sofern sich die Vereine auf das nach ihrer Eigenart ihnen zukommende Gebiet beschränken, seine Kräfte der Gemeinde auch auf diesem Gebiete widmet. Dagegen wird es als unstatthaft und unwürdig bezeichnet, wenn etwa der Geistliche am Vertrieb der Waren persönlich beteiligt ist oder seine Dienstwohnung zur Auftraggebung von Waren zur Verfügung stellt.

(Hessen.) Im Fall Horst (Mausbach-Hessen), der seit zwei Jahren spielt, ist nun die Entscheidung des Kultusministeriums in Berlin dahin gefallen, daß das Absetzungsurteil des hessischen Konsistoriums aufgehoben ist. Das Urteil ist erfreulich, weil es das Recht des Pfarrers gegen Anfeindungen einzelner Gemeindeglieder, die mit seiner „Richtung" (Horst gehörte der Gemeinschaftsbewegung an) nicht einverstanden sind, bei tadelloser Amtsführung, festlegt. Dieses Recht gilt also jetzt im Kultusministerium. Zur Zeit des Falles Weingart galt es noch nicht, es wird also nun auch für den Fall Chappuzeau (Hannover) eventl. gelten.

(Elsaß-Lothringen.) Die Synode der reformierten Kirche hat den Zusammenschluß der fünf reformierten Konsistorien (Mühlhausen, Maskirch, Straß-

burg, Bischweiler, Metz) beschlossen, die ursprünglich neben einander bestanden, von denen die vier erstgenannten sich vor einigen Jahren zusammentaten. Nun hat auch Metz sich angeschlossen.

Römisches.

Römische Gedanken über die Simultanschule zu sammeln, ist heute immerhin interessant, denn was die Römischen fürchten und hassen, ist für uns beachtenswert und interessant als Staatsbürger und Protestanten. Die „Köln. Volksztg." (3. Juli) nun berichtet über Beschlüsse der Kreissynode M.-Gladbach, die ihr Votum für die Konfessionsschule damit begründet hat: Die Simultanschule wird stets zum gefügigen und gefährlichen Werkzeug Roms. — Die Kölnerin bemerkt dazu: eher wird umgekehrt ein Schuh daraus.

Rom und Deutschland. In prächtiger Konsequenz hat der deutsche Reichskommissar, Geheimrat Dr. Lewald, auf der Weltausstellung in St. Louis dem päpstlichen Delegaten, Kardinal Satolli, der sich die Ausstellung ansah, ein glänzendes Festmahl gegeben, von dem die „Köln. Volksztg." (20. Juli) berichtet. Wir notieren diesen Vorfall und den, daß der deutsche Konsul Dr. F. C. Rieloff einen begeistert aufgenommenen Toast auf den Kardinal ausgebracht hat, „der mit Begeisterung getrunken wurde". (So die Kölnerin). Wir notieren diese Vorfälle, aber wir wundern uns nicht mehr.

Dasbach und Hoensbroech. Die kostenpflichtige Abweisung der Klage des Grafen Hoensbroech auf Auszahlung der 2000 Mark, die Dasbach dem versprochen, der den Nachweis liefere, daß der Jesuitenorden den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel" lehre, ist durch die Tagespresse bekannt geworden. Da aber Graf H. gegen diese Entscheidung Berufung eingelegt, wird die Art der Zurückweisung noch weiter interessieren. Die „Ref." schreibt darüber: Das Landgericht in Trier hat den Kläger aus einem formalen Grunde kostenpflichtig abgewiesen. Es hat eine Auslobung überhaupt nicht als vorliegend angenommen, indem es ausführte, das Wesen der Auslobung bestehe in der Aussetzung einer Belohnung für Vornahme einer Handlung oder für Herbeiführung eines Erfolges; zweifellos liege es aber nicht im Interesse Dasbachs und sei es nicht sein Wunsch, daß aus jesuitischen Schriften der strittige Satz nachgewiesen werde, vielmehr müsse das Gegenteil seinen Wünschen entsprechen, er habe also weder die Handlung noch den Erfolg gewollt, und noch weniger Handlung und Erfolg belohnen wollen; sein Angebot von 2000 Mark sei nur eine nicht einklagbare Wette gewesen.

Die römische Kirche ist wirklich undankbar; daß sie mitten unter Protestanten ihr Leben haben darf, dient ihr zum Vorteil, oder wäre sie sonst zu der Erkenntnis gekommen, die die „Märkische Volkszeitung" ihren Gläubigen vorhält: „Unverwesliche heilige Leiber" werden in manchen Legenden und Heiligenleben aufgeführt und als besonders beweiskräftig zur Bekämpfung des die Wunder leugnenden Unglaubens betont. Es ist mit solchen „unverwesten" Leibern eine recht eigene Sache, und Vorsicht dringend geboten, nicht bloß hinsichtlich der Betrachtung des Vorkommnisses als Wunder, sondern auch in der Wertung des Wortes unverwest." „Wir betonen das und wünschen, daß in gewissen Heiligenleben, Legenden, Beschreibungen derartige „Wunder" wegbleiben, da gerade in der Gegenwart eine gewisse Presse nach solchen Dingen spürt, um sie und damit zugleich den Katholizismus lächerlich zu machen." — Ganz einverstanden! Wir vermissen nur ein Dankwort für die „gewisse Presse", die der Wahrhaftigkeit in der römischen Kirche so wesentliche Dienste leistet. Wir werden als „gewisse Presse" an ihrer Erziehung weiter zu arbeiten uns bemühen.

Der 51. Katholikentag wird vom 21.—25. August in Regensburg tagen. In dem Aufruf heißt es in der beliebten Wahrheitsliebe:

> Katholiken Deutschlands! Wir gehen ernsten Zeiten entgegen. Von Tag zu Tag mehren sich die Erscheinungen, welche als Vorläufer eines allgemeinen, wohlorganisierten Kampfes gegen unseren hl. Glauben, gegen die Freiheit unserer hl. Kirche, gegen die gesicherte religiöse Erziehung unserer Kinder, gegen unsere Rechtsstellung in Staat und Gesellschaft erkennbar sind. Dieser betrübenden Tatsache gegenüber dürfen wir nicht in Untätigkeit und Gleichgültigkeit verharren. Die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands bieten die beste Gelegenheit, unsere Lage zu prüfen, uns im Glauben, in der Liebe und Einigkeit zu stärken und die geeigneten Mittel zur Verteidigung unserer höchsten Güter zu finden.
>
> Schrecklich, ganz schrecklich!

Ausland.

(Österreich.) Ein evang. Freudentag für das steirische Unterland. Die auf bedrohten deutschen Vorposten in Steiermark für den Sieg des Evangeliums kämpfende Gemeinde Cilli wird am 28. August das Jubiläum ihres 50jährigen Bestandes durch die Grundsteinlegung einer Kirche festlich begehen. Wir machen unsere in den südlichen Alpen reisenden Touristen auf diese für das ganze steirische Unterland wichtige Feier hiermit aufmerksam. Möchten doch auch die evang. Vereine und Glaubensgenossen der der Hülfe äußerst bedürftigen Gemeinde an ihrem Ehrentage liebevoll gedenken. —

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Vom Hundertsten ins Tausendste
Nordische Skizzen
von **L. Brockdorff-Ahlefeldt.**
Mit vielen Abbildungen — Preis M. 1.50

Es ist eine herzerquickende Lektüre, dieses neue Buch der trefflichen Erzählerin Louise Brockdorff-Ahlefeldt. Da wandert man unter ihrer Führung durch unseren blutsverwandten Norden und lernt dabei ein Stück grausamer Weltgeschichte kennen. Bild an Bild entrollt sich dem erstaunten Auge, Wirklichkeit vermischt sich mit Sage und Geschichte und dem lauschenden Ohre weiß sie immer neue Kunde zu geben. Es liegt ein reizvoller, individueller Zauber über den Skizzen, der den Leser geradezu bannt und der schliesslich ausklingt in eine große Sehnsucht nach jenen sagenumwobenen nordischen Gestaden, von denen die Verfasserin uns erzählt hat.

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Dr. O. Beck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.